Übrigens muß ich auch die Beobachtung meiner älteren Kollegen bestätigen, daß diese Vorstellungen von höheren Wesen auf das Leben der Schwarzen keinen bemerkbaren Einfluß ausüben. Viel tiefer und spürbarer greift in dasselbe der Glaube an oder richtiger die Furcht vor Zauberei und Hexerei ein. An die Wirkung derselben glauben sie steif und fest, und es würde nichts nützen, wenn man ihnen das ausreden wollte. Neulich ging ich mit einem Jungen durch den Wald; der Junge streifte mit seinem Haar eine Schlingpflanze, so daß etwas von dem Rot, mit dem das Haar schönheitshalber eingesalbt wird, daran hängen blieb. Schon war er vorbei gegangen, als er sich wieder umwandte und ängstlich Bedacht zeigte, alles sauber wegzuwischen, damit niemand diesen Senu (Zaubermittel) nehmen und verbrennen und dadurch ihm den Tod anthun könnte.

Kleinere Mitteilungen.

Religion und Aberglaube bei den Waschambaa. — Missionar Johanssen in Mlalo (Usambara) giebt in den „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission“ (1892, S. 141 f.) folgenden beachtenswerten Beitrag zur Volkskunde der Waschambaa:

Der Glaube der Waschambaa an einen Gott tritt neben ihrem Glauben an Geister sehr zurück, viel mehr, als es uns anfangs erschien, wo manche Eingeborene im Gespräch mit uns häufig den Namen Gottes (mulungu) dort einsetzten, wo sie untereinander von den Geistern (wazimu) sprechen. Diese werden — so viel sehen wir jetzt immer klarer — weit mehr gefürchtet als Gott. Erkundigt man sich bei den Waschambaa nach dem Namen und Wohnort ihrer Geister, so behaupten sie meistens, sie wüßten nichts davon; aber wenn man mit einzelnen uns etwas näher stehenden Leuten spricht, erfährt man doch manches von ihren Vorstellungen. Zwei Arten von Geistern werden scharf auseinandergehalten; man darf die einen wohl Ahnengeister (wazimu), die anderen Krankheitsgeister (pepo) nennen. Letztere erregen Krankheiten und werden von den Medizinmännern ausgetrieben. Sie sind sehr gefürchtet; aber religiöse Verehrung wird ihnen nicht zu teil. Diese kommt allein den Ahnengeistern zu. Ein weiterer Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß die Krankheitsgeister dem Mschambaa wie dem Küstenbewohner mit Namen bekannt sind, während die Ahnengeister nicht benannt, auch nicht nach dem Verstorbenen, sondern unter dem Namen Geist (mzimu) oder Geister (wazimu) zusammengefaßt werden. Die Krankheitsgeister stiften nur Schaden. Die wazimu werden zwar auch als feindliche Mächte angesehen; aber man scheint doch anzunehmen, man könne sie durch Opfer und Gebete versöhnen, und sie würden den Betenden vor Krankheit bewahren. Um zunächst von den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Krankheitsfällen zu reden, so hörten wir, daß sie nach den verschiedenen Krankheitserscheinungen, welche sie erregen, unterschieden werden. Nicht jede Krankheit, sondern nur innerliche, wie Brust- und Leibschmerzen, allgemeines Gliederreißen, sowie Zustände der Gestörtheit werden ihrem Einfluß zugeschrieben, und je nachdem die Krankheit im Kopf, Brust oder Magen ihren Sitz hat, weiß der erfahrene Mschambaa, ob sie ausgeht von dem pepo Matali, Muindo, Jinui oder anderen, deren es eine Unzahl giebt. Der Medizinmann weiß aber noch mehr. Er weiß anzugeben, welche Amulette zu tragen und wie sie herzustellen sind; wie der Geist mit Trommelschlag und Tanz zu vertreiben und welche Beschwörungsformel anzuwenden ist. Das Vertrauen in diese ärztliche Behandlung scheint aber doch nicht sehr fest zu sein; auch Medizinmänner (waganga) bitten uns häufig um Arzenei. Fragt man nach der Herkunft der pepo, so wird oft angegeben, sie seien von der Küste den Umba hinauf nach Usambara gekommen. Die Namen dieser Geister sind zum Teil die gleichen, wie die an der Küste gefürchteten. Vielleicht ist die Vorstellung von dort her zu den Waschambaa gedrungen.

Was die Ahnengeister betrifft, so gelten als ihre Wohnstätten die Gebirge Usambaras mit ihren mancherlei Höhlen, auch die Bergbäche und die Hütten selbst, vielleicht auch einzelne Bäume. Ob ihr Reich als unter einem Oberhaupte stehend gedacht wird oder nicht, ließ sich noch nicht ermitteln. Einzelne nennen als Vater der Geister den Namen Kirumbi, während die meisten nichts von einem solchen wissen. Auch wie das Verhältnis der Geister zu Gott sein mag, wurde uns noch nicht berichtet. Meist wird gesagt, die Geister (wazimu) und Gott (mulungu) seien ein und dasselbe.

Nach unseren bisherigen Erkundigungen scheint es sehr verschiedene religiöse Gebräuche zu geben, in denen die Verehrung der Ahnengeister zum Ausdruck kommt. Sie werden stets von einer Gemeinschaft, wie von einem einzelnen vollzogen und haben den Namen fika. Es sind meistens Familienopfer. Der Hausvater ist zugleich der Priester. Nur bei einem dieser Gebräuche wird ein anderer Mann hinzugezogen, den man nicht Medizinmann, sondern Priester nennt, weil er keine Kranken heilt, keine Krankheitsgeister austreibt, sondern nur die Kunst versteht, das Opfer regelrecht darzubringen. Einen besonderen Amtsnamen scheint er nicht zu haben; auch führt er wohl keine anderen religiösen Handlungen aus. Von diesen sechs verschiedenen Gebräuchen, die zugleich Freudenfeste sind, insofern bei dieser Gelegenheit Fleisch gegessen, Pombe getrunken und bei einzelnen auch getanzt wird, gelten drei dem Gedächtnis eines verstorbenen Familienvaters, zwei werden abgehalten, um Schaden abzuwenden, Krankheit zu vertreiben, Kindersegen zu erlangen, und eins findet nach der Geburt eines Kindes statt, vielleicht als eine Art Dankopfer, das zu unterlassen man sich scheut, um sich nicht die Ungnade des Geistes und damit Krankheit zuzuziehen. Bei den drei Totengebräuchen wird jedesmal eine Ziege in einem mit Wasser gefüllten Mörser, der sonst zum Stampfen des Zuckerrohrs dient, er-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

stickt und bei zweien derselben dem Geist des Verstorbenen nachgerufen: „Dies ist dein Tier. Wir haben dich nicht vergessen, wir bringen es dir, damit es uns wohl gehe und wir nicht krank werden.“ Jeder der Anwesenden schlägt mit der Hand auf den Kopf des Tieres, die kleinen Kinder nicht ausgeschlossen, und jeder erhält einen Streifen aus dem Fell des geopferten Tieres, den er um das Armgelenk trägt. Auch hierin kommt wieder zum Ausdruck, wie die Religion hier ganz allein Sache der Gemeinschaft ist, nicht des einzelnen, wie sie die Familienmitglieder verbindet, die sonst hier, wo Vielweiberei herrscht und die heranwachsenden Kinder getrennt von den Eltern mit den gleichaltrigen Genossen zusammenwohnen, sehr leicht vergessen wird.

Eine eigentümliche Beachtung wird der Schlange zu teil. Sie ist das einzige Tier, das zuweilen religiös verehrt wird. Sie zu töten, gilt dem Mschambaa ebenso als Frevel wie das Töten der Katzen. Freilich scheint nicht jede Schlangenart mit frommer Scheu betrachtet zu werden, sondern nur eine bestimmte, in der Ebene lebende Art. Es wird nicht davon gesprochen, daß ein Geist in der Schlange wohne und daß dieser verehrt werde; der Schlange selbst wird die Verehrung erwiesen. Sie vermag Krankheiten hervorzurufen: darum betet der Mschambaa, der von ihr mit Krankheit heimgesucht zu sein glaubt, zu ihr und versöhnt sie mit einem Schaf- oder Ziegenopfer. Hierzu beruft er einen besonderen Priester, der den Namen Versöhner (msembezi) trägt und meist kein Mschembaa, sondern ein Mpare ist. Dieser führt ein Schaf im Kreise um den Kranken und spricht: „Schlange, wenn du diesen Mann krank gemacht hast, so möge er jetzt gesund werden. Hier ist ein Schaf. Ich möchte dich versöhnen.“ Von dem Schaf werden Kopf und Knochen zusammengekocht und mit einigen Zuthaten der Schlange geweiht.

Wie manche andere heidnische Völker, so achten die Waschambaa namentlich bei Reisen auf böse Vorzeichen, auf Vogelgeschrei und Vogelflug, auf das Brüllen wilder Tiere und das Geschrei einer Affenart. Die Begegnung mit einer Frau oder drei Männern am Beginn der Reise erscheint ihnen so bedenklich, daß sie von der Reise abstehen. Ebenso bedenklich ist es, wenn eine Schlange von der linken Seite her den Weg kreuzt oder wenn beim Ausgange aus dem Dorfe ein Hahn von links her kräht. Das Befragen des Orakels wird eifrig betrieben, namentlich wenn ein Stück Vieh verloren gegangen ist. Man geht dann zu dem „Seher“ (mkauzi), und dieser giebt Antwort durch Befragen von Holzstäbchen oder Nüssen, ob es noch zu finden ist oder ob es der Leopard geholt hat. Auch Gottesgerichte werden gehalten. Ist ein Mann eines Diebstahls verdächtig und leugnet, so geht der Bestohlene mit ihm zum Schmied, und dieser schlägt ihn mit glühendem Eisen auf die Zunge. Ist er unschuldig, so bleibt die Zunge unverletzt. Die Waschambaa glauben auch Zaubermittel zu haben, um sich Feinde, Leoparden und Zauberer fern zu halten. Sie errichten beim Eingang in ihre Dörfer kleine Hütten und legen den „Zauber“ hinein. Auch um das Vieh vor Krankheit zu bewahren, bringen sie vor ihrem Gehöft einen Zauber an. Auch meinen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

sie, sich durch bestimmte Zauber im Kampfe unsichtbar machen zu können, und was dergleichen Aberglaube noch mehr ist."

Menschenopfer auf den Salomoinseln. — Der um die Volkskunde Melanesiens hochverdiente vormalige Missionar Dr. R. H. Codrington äußert sich über diesen Gegenstand folgendermaßen: „Menschenopfer finden im Salomoarchipel gelegentlich statt; jedoch wird das Menschenfleisch nicht zu einer solennen Opfermahlzeit verwandt, wie es z. B. bei Schweineopfern geschieht; nur kleine Stückchen Fleisch werden verzehrt, von jungen Männern, um dadurch sich einen Mana (Zauber) für den Krieg zu erwerben, und von alten Leuten für irgend einen anderen speziellen Zweck. Da die Eingeborenen den Menschenopfern größere Wirksamkeit als gewöhnlichen Opfern zuschreiben, so benutzen sie gern irgend ein Verbrechen oder den Verdacht eines solchen, um einen ihrer Landsleute einem beliebigen Tindatho (Geist) zu opfern. So verurteilte nach dem Berichte jüngerer Leute Dikea, der Häuptling von Ravu (Floridagruppe) einen gewissen Gisukokovilo wegen Entwendung von Tabak zum Tode, und die jungen Burschen von Handeka aßen Stückchen von seinem über dem Opferfeuer gebratenen Fleische. Derselbe Dikea brachte ferner im Jahre 1886 ein Menschenopfer dar; es hatte ihn nämlich damals ein zwiefaches Unglück betroffen. Eine seiner Frauen entließ er wegen Untreue und that das Gelübde, daß sie erst dann zurückkehren dürfe, wenn er dem Hauri geopfert hätte. Um dieselbe Zeit starb sein Sohn, und aus diesem Anlaß gelobte er ein Menschenopfer. Einige seiner Leute nahmen an, daß er jemand töten und den Leichnam in das Grab seines Sohnes legen lassen würde; das geschah aber nicht. Der Häuptling grub die Leiche seines Sohnes wieder aus, um ihn noch einmal anzusehen, löste nach dem gewöhnlichen Gebrauche den Schädel ab und hing letzteren an geweihter Stätte auf. Als sich ringsum die Kunde davon verbreitete, daß Dikea ein Menschenopfer darbringen wolle, ließen ihm die Bewohner der Insel Savo einen auf Guadalcanar geraubten lahmen und halbblinden Knaben zum Preise von 20 Schnüren Muschelgeld ab. Letzterer, welcher die Sprache seines neuen Herrn nicht verstand, hatte keine Ahnung von seinem Geschick. Dikea legte seinem Opfer die Hand auf die Brust und rief: „Hauri, hier ist ein Mensch für dich!" worauf sein Gefolge mit Keule und Axt den Knaben erschlug. Der Kopf des Opfers wurde Dikeas Schädelsammlung einverleibt, seine Beine wurden im Lande herumgesandt, um das Geschehene bekannt zu machen, aber von dem Fleische aß man nichts. In Bugotu auf Ysabel herrschen dieselben Opfergebräuche (Havugagi), wie auf den Floridainseln; aber nur die Küstenbewohner bringen Menschenopfer dar, ein Gebrauch, der nach ihrer eigenen Angabe von Westen her sich bei ihnen eingebürgert hat. Wird der Kopf eines im Kampfe getöteten Feindes im Triumph nach Hause gebracht, so pflegt man kleine Stückchen Fleisch davon abzuschneiden und als Brandopfer zu benutzen. Ein Gefangener wird an die heilige Stätte, den Begräbnisplatz des Tindatho, dem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

das Opfer gelten soll, geführt und dort an Händen und Füßen gebunden. Dann nahen sich, den die Opferhandlung leitenden Häuptling an der Spitze, die Männer des Dorfes und schlagen mit der Faust auf die Brust des Gefangenen, indem sie gleichzeitig den Tindatho anrufen und ihm das Opfer übergeben. Bisweilen stirbt der Gefangene schon unter diesen Faustschlägen; im anderen Falle schneidet man ihm die Kehle durch. Dann verbrennt der Opfernde ein Stückchen Menschenfleisch zum Besten des Tindatho. Aßen die versammelten Männer von dem Fleische des Geopferten? So viel ist sicher, daß wenigstens der Oberhäuptling Bera es that, bis sich der Missionsgehilfe Wadrokal bei ihm niederließ; Bera pflegte einen Arm im Ofen zu dämpfen und dann zu essen, nachdem er zuvor ein Stück davon geopfert hatte. Noch im Jahre 1885 opferte der Häuptling Soga in Manggotu einen Mann. Er beschuldigte einige zu Besuch anwesende Eingeborene aus Bugotu, daß sie einen seiner Freunde zu Tode gezaubert hätten; acht Männer tötete er und den neunten schleppte er gebunden an das Grab seines Freundes; hier opferte er ihn dem Geiste desselben, ohne indes von dem Fleische des Geopferten etwas zu genießen."

Litterarische Umschau.

Christaller, J. G., Die Sprachen Afrikas. Sonderabdruck aus dem IX. und X. Jahresbericht des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1892.

Nur ein Meister auf dem Gebiete afrikanischer Sprachenkunde, wie es anerkanntermaßen Missionar Christaller ist, konnte es unternehmen, in dem engen Rahmen einer Broschüre von 59 Seiten einen orientierenden Überblick über die Sprachen Afrikas zu geben, der wissenschaftliche Genauigkeit mit einer Klarheit und Durchsichtigkeit des Ausdruckes vereinigt, daß es auch für den Laien ein Genuß ist, diesen Vortrag zu lesen. Für manchen wird die Broschüre eine Anregung werden, sich genauer mit irgend einem Zweige der afrikanischen Sprachenkunde zu befassen. Hoffentlich findet das Büchlein die weite Verbreitung, die es verdient. G. K.

A Handbook for Travellers in India and Ceylon including the Provinces of Bengal, Bombay and Madras (the Panjab, North-West Provinces, Rajputana, Central Provinces, Mysore etc.), the Native States and Assam. With numerous maps and plans of towns and buildings. London, J. Murray; Calcutta, Thacker, Spink and Co., 1892.

Es war eine glückliche Idee der bekannten Verlagsbuchhandlung J. Murray in London, daß sie den Stoff ihres „Indischen Reisehandbuches", welcher sich in der ersten Auflage auf 4 Bände verteilte,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena

Jahr/Year: 1892

Band/Volume: 11

Autor(en)/Author(s): Redaktion

Artikel/Article: Kleinere Mitteilungen 106-110